

## PREDIGT 35

*Videte, qualem caritatem dedit nobis pater, ut filii dei nominemus et simus* (I Joh. 3, 1)

Referat Claus Henneberg am 9. Dezember 2013

Bevor Eckhart das biblische Leitmotiv erläutert, das auch noch den 2. Vers aus dem I. Johannesbrief Kapitel 3 umfasst, konstatiert der Meister, „dass Gott zu erkennen und von Gott erkannt zu werden, Gott zu sehen und von Gott gesehen zu werden, der Sache nach eins ist. Indem wir Gott erkennen und sehen, erkennen und sehen wir, dass er uns sehen und erkennen macht.“ Wir sind dieser Feststellung schon bei dem Gleichnis *Holz-Auge/Auge-Holz* begegnet, die durch das sinnliche Erkennen Eins werden. Hier erfindet der Meister ein weiteres, scheinbar naturwissenschaftliches Beispiel und sagt: „Ebenso, wie die Luft, die erleuchtet ist, nichts anderes ist, als dass sie erleuchtet, denn (eben) dadurch erleuchtet sie, dass sie erleuchtet ist, - so auch erkennen wir dadurch, dass wir erkannt werden und dass er (Gott) uns sich erkennen macht.“ Nikolaus Cusanus greift dieses Theorem anno 1453 in seinem Essay „De visione dei“ („Vom Sehen Gottes“) wieder auf; er schreibt: „Da Dein Sehen, Dein Sein ist, bin ich also, weil Du mich anschaust. Und entzögest Du mir Dein Angesicht, könnte ich keineswegs weiter bestehen.“

Nach seinem Vorspruch hebt Meister Eckhart an, den ersten Vers aus dem 3. Kapitel des 1. Johannesbriefes auszulegen; er lautet: „Sehet, welche Liebe uns Gott geschenkt hat, dass wir Gottes Kinder geheißen werden und *sind*.“ Wir heißen also nicht nur so, sondern sind es auch. „Ohne das sohnhafte Sein des Sohnes Gottes, das dieser selbst hat“, könnten wir jedoch nicht Gottes Kinder sein. „Dies aber ist uns jetzt verborgen,“ sagt Vers 2 (Lutherübersetzung: „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden“). Was aber *wissen* wir? „Dass wir ihm gleich sein werden; denn wir werden ihn sehen, wie er ist“ (Lutherübersetzung). Ich vermute, dass Eckhart aus der Perikope das Wort ‚*wissen*‘ (mhd. *wizzen*) sehr gern übernommen hat, weil es seiner intellektualen Grundeinstellung entsprach: Wir *wissen* was und glauben es nicht nur. „*Wie* (aber) sind wir Gottes Kinder? (...) Nur soviel wissen wir davon, wie er sagt: ‚Wir werden ihm gleich (sein).“

Unser Erkenntnisvermögen, das uns Wissen verschafft, kann sich nun auf äußere Dinge richten und ist eines in Vorstellungsbildern und in Begriffen. Genau das aber verbirgt uns die wahre Erkenntnis. Deshalb „muss man äußeres und inneres Erkennen zu unterscheiden wissen. Das innere Erkennen ist jenes, das sich als vernunftartig im Sein unserer Seele fundiert; indessen *ist* es nicht der Seele Sein, vielmehr *wurzelt* es darin und ist etwas vom Leben der Seele, (...) das heißt *vernünftiges Leben*, und in *diesem* Leben wird der Mensch als Gottes Sohn und zum ewigen Leben geboren. (...) In *diesem* Leben sind alle Dinge eins, alle Dinge miteinander alles und alles in allem und ganz geeint.“ Mit anderen Worten: Es gibt keine Unterscheidung, so wie auch Gott der in sich Nichtunterschiedene überall und ewig der *All-Eine* ist.

Nach einem Exkurs über den Begriff der Gnade, die „im Reiche der Himmel“ allen gemeinsam ist, – „keinesfalls als ausquellend und ausströmend (etwa nur) aus Maria, sondern in mir seiend und als mein Eigen und nicht von fremdher kommend“ - , wiederholt Eckhart seine Feststellung, dass wir dort (im Reiche der Himmel) „ohne allen Unterschied das selbe

Sein werden, (dieselbe) Substanz und Natur, die er (der Sohn) selber ist. (...) Dann ist es offenbar, wenn *wir* ihn sehen, wie er Gott ist.“ Das heißt, dass *wir alle* ihn gleicherweise dort sehen werden.

Eckhart müsste nicht Prediger sein, wenn er seinen hochphilosophischen Vorspruch den Zuhörern nicht noch einmal in Erinnerung brächte. Um ihn endgültig zu beweisen, nimmt er das einfache Beispiel vom Lehrer und Schüler, deren Erkenntnisstand durch die Lehre der selbe sein wird, und mag dabei vielleicht an St. Augustinus gedacht haben, der für den Unterricht seines Sohnes ein Buch geschrieben hat. „Und wenn denn seine (Gottes) Substanz, sein Sein und seine Natur mein sind, bin ich der Sohn Gottes.“ Doch „wie *weiß* man es, dass man es ist, da doch Gott niemandem gleich ist? (...) Da es Gottes Natur ist, dass er niemandem gleich ist, (...) müssen wir notgedrungen dahin kommen, dass wir *nichts* sind, auf dass wir in dasselbe Sein versetzt werden können, das er selbst ist.“ Das ‚*nichts*‘ bedeutet hier aber keineswegs etwas Negatives oder Nihilistisches, sondern das Befreitsein von eigenen Erkenntnisbildern, um ‚*Gott-sehend*‘ zu werden. Der Mensch ist damit in „das bloße Sein Gottes versetzt (...), und das ist das reine Sein des *Geistes*.“

Wir sehen hier, wie die Substanzontologie, also die Seinslehre von den Dingen, in die Geistesphilosophie überspringt und die aristotelische Auffassung von der Welt überwindet. „Damit mir aber nichts verborgen bleibe in Gott, was mir nicht offenbar würde, darf in mir kein Gleiches und kein Bild offen sein, denn kein Bild öffnet uns die Gottheit noch Gottes Sein. (...) Darum: Auf dass du mit Gott eins seiest, darf in dir nichts Ein- noch Aus- ‚gebildetes‘ sein, das heißt, dass nichts in dir verdeckt sei, das nicht offenbar und hinausgeworfen werde.“ Das subjektiv ‚Eingebildete‘ und das von mir persönlich gedanklich ‚Ausgebildete‘ ist nämlich als etwas Abgegrenztes gegenüber der Fülle Gottes in jedem Fall unzulänglich und „muss getilgt werden; denn solange solches Unzulängliche in dir ist, bist du nicht der Sohn Gottes. (...) Wir werden ihm nicht gleich, wenn dieses Nichts (das Unzulängliche) nicht ausgetrieben wird, so dass wir alles in allem werden, wie Gott alles in allem ist.“

Nachdem Eckhart die Voraussetzung geklärt hat, ob und wann der Mensch Gottes Sohn wird, muss er auch auf dessen Geburt zu sprechen kommen. Und da „gibt es zweierlei Geburt der Menschen: eine *in* die Welt und eine *aus* der Welt, will sagen: geistig in Gott hinein.“ Obgleich der Meister die Geburt *in* die Welt schon in Hinblick auf die leibliche Geburt Christi und dessen Wirken *in* der Welt sicherlich nicht abwerten will, kommt es ihm aber wesentlich auf die geistige Geburt *aus* der Welt an. Es ist jedoch bemerkenswert, dass er auch den Vorgang des Gebärens thematisiert. Da es sich um eine geistige Geburt handelt, kann also auch ein Mann Mutter sein. Also: „Solange du Leid in deinem Herzen hast um irgend etwas, (...) solange ist dein Kind nicht geboren. Hast du Herzeleid, so bist du (noch) nicht Mutter, du bist vielmehr (noch) im Gebären und *nahe* der Geburt. Gerade (aber) deshalb nicht in Zweifel, wenn du leidvoll bist um dich oder um deinen Freund: ist es (da zwar noch) nicht geboren, so ist es doch *nahe* der Geburt.“

Mit anderen Worten: es handelt sich bloß um die unausbleiblichen Wehen, bevor das Kind „vollkommen geboren“ sein wird. Dann wird dasselbe Sein des Sohnes Gottes unser und in uns, und wir kommen in dasselbe Sein Gottes.“ Nach allen überstandenen Schmerzen wird die

Mutter dieses Kindes dann voller steter Freude sein, und zwar „durch jedes der guten Werke, die in dieser Welt geschehen. (...) Und bin ich recht hinübersetzt in das göttliche Sein, so wird Gott mein und alles, was er hat.“ Aber auch wenn Gott mir armem Sünder einmal zürnen sollte, so „zürnt er ohne Bitternis“, sondern „aus großer göttlicher Liebe.“

Zum Schluss fasst der Meister noch einmal zusammen, was er gesagt hat: „Wenn du daher dahin kommst, dass du weder Leid noch Kummernis um irgend etwas haben kannst (...) und alle Dinge dir ein lauterer Frieden sind, *dann* ist das Kind *wirklich* geboren. So denn befließigt euch, dass das Kind nicht nur geboren *werde*, sondern geboren *sei*, so wie in Gott der Sohn allzeit geboren *ist* und allzeit geboren *wird*.“